

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Stumpfheit der Farbe zu eigen, die einem von allen Feinheiten der modernsten Malerei verwöhnten Auge oft etwas empfindlich zusetzen. Der menschliche Gehalt leuchtet meistens kräftig genug heraus, um sie auch für diese Anspruchsvollen zu retten. Die Lebenswahrheit, die psychologische Schilderung sind nicht mehr zu übertreffen. Es fehlt vor allem auch das Theaterhafte, das den ähnlichen Schöpfungen Ed. von Gebhardts fast unfehlbar anzuhafte pflegt; aber das Freieste und Beste hat der Maler Uhde doch vielleicht erst in seinen letzten Bildern erreicht, und so tritt uns dieser Mann auch als ein unaufhörlich Strebender und Kämpfender nah, dessen Entwicklung vielleicht noch mehr als eine Überraschung zu bringen imstande ist. Als eine der reichsten, selbständigsten und wahrsten Künstlerpersönlichkeiten der Gegenwart hat ihn schon diese Ausstellung erwiesen. E. G.

Max Schillings. Die Uraufführung der großen Musiktragödie „Moloch“ von Max Schillings, dem Komponisten von „Ingwelde“ und dem „Pfeiffertag“, fand am 8. Dezember im königlichen Opernhaus zu Dresden statt und erregte großes Auf-

sehen. Der Text ist von Emil Gerhäuser frei nach dem gleichnamigen Fragment Friedrich Hebbels gedichtet. Das gewaltige Problem, das der Hebbelschen Schöpfung und also auch der Oper von Schillings zugrunde liegt, ist das der Religion, das Verhältnis des Menschen zu Gott oder, um den Ausdruck Hebbels in einem Briefe an Schumann darüber zu gebrauchen: „ein Werk, das nichts Geringeres darstellt als den Eintritt der Kultur in eine barbarische Welt“. Die Musik Schillings ist ganz im Stile Wagners gehalten, wie denn Schillings ja auch einer der bedeutendsten Nachfolger dieses Meisters ist, freilich ohne direkt nur Epigone zu sein. Dazu ist das Talent Schillings doch zu groß. Immerhin betont die Kritik, daß der „Moloch“ nicht die Ursprünglichkeit und Frische der früheren Werke dieses Komponisten habe, daß vieles daran erkügelte und erzwungene sei.

Ernst v. Wildenbruch, der phantasiereiche und feurige deutsche Dramatiker und Novellist hat ein neues Drama „Die Rabensteinerin“ vollendet, das vom königlichen Schauspielhaus in Berlin zur Aufführung angenommen wurde.

Bücherschau

Schweiz.

Schattens Schatten. Eine symbolisch-narrische Tragödie von Paul Hugo Luz. Verlag Richard Linde, Dresden.

Von echter und gediegener Künstlerbegabung sprach überzeugend schon die Trilogie „Luzifer“, an welcher die Kritik besonders auch die Eigenart des Talents und ethische Tiefe anerkannte. Scheint das vorliegende Werk, ebenfalls von dramatischem Leben voll, auf den ersten Blick durch humorvollen Realismus und vorherrschende satirische Richtung eine völlig

andere Wesensseite hervorzukehren, so wird dennoch der Leser bald einen gemeinsamen — und vielleicht entscheidenden — Grundzug erkennen: selbst hier, wo ihm reiches Ergötzen geboten wird, verliert sich der Ernst der Lebensanschauung nicht bis zum bloßen Spiel. Gelegentlich kommt der den Dichter beseelende Idealismus in fast schroffer Weise zum Ausdruck. Liebevoll forscht er menschlichen Seelenrätseln, Widersprüchen des Herzens und Irrgängen der Gefühle nach. Es fehlt denn auch nicht an Feinheit und Bedeutung gegensätzlicher Charaktere, wobei das Kleine mit einem

heroischen Zug begabt, das Große mit launischer Schwäche behaftet ist! Läßt der Verfasser von „Schattens Schatten“ Hohes und Gemeines vielleicht zu gewollt unmittelbar zusammenstoßen, setzt er die Striche auch einmal zu dicht, so dürfen wir diese Neigung uns aus einer für seine Zwecke gebotenen Vorliebe für die Kontrastwirkung erklären. Den lebenswarm gestalteten Dialog beherrschen Objektivität und Varietät: die mit Ausnahmen kurze Redeweise der Personen erscheint als natürlich. So hübsch und überraschend die Entwicklung, so lebhaft dramatische Wirkung sie an vielen Stellen hat, so würde u. a. eine um ein wenig noch straffer gezogene Handlung der Gesamtwirkung zugute kommen. Das Ganze, genußreich zu lesen, zeigt, daß der Verfasser auch auf dem Gebiete fein-ironischer Betrachtung der Menschen und Dinge zu Hause ist. Er fesselt uns durch psychologische Wahrheit und prägnante Kunst der Darstellung.

Dr. E. P.

Musland.

Josef Ponten, Jungfräulichkeit. Ein Roman. Dritte Auflage (Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart und Leipzig 1907).

Das starke Erstlingswerk eines jungen Autors! Es gibt ein Kulturbild aus dem strengkatholischen westlichen Teil der Rheinprovinz und das Lebensproblem eines dieser Erde entstammenden Mannes. Rochus Siernens, der entgegen dem Wunsche seiner darbenden Eltern Bauer statt Priester geworden, sucht vergebens der Allgemeinheit zu nützen; sie belegt ihn mit ihrem schrecklichsten Bannfluche, weil er als Ungläubiger sein Privatleben nach eigenem Gutdünken einrichtet. . . Der Titel deutet auf den springenden Punkt. Rochus hat sich mit Genoveva verheiratet unter dem gegenseitigen Versprechen, daß sie sich erst nach einer nochmaligen Prüfungszeit in der Ehe lieblich angehören wollen; sie wollen sich erst geistig ganz eins und unzertrennlich fühlen, bevor sie zeugend ihre Zwei-

heit zu einer neuen lebendigen Einheit gestalten. Das Volk aber, das nicht wie dieses ungewöhnliche Ehepaar Tolstois „Kreuzersonate“ gelesen hat, sondern sich fleißig an das „Wachset und mehret euch!“ hält, deutet ihre Kinderlosigkeit als gottverfluchte moderne Unsittlichkeit und ruht nicht, bis es diese beiden Unzeitgemäßen in den Tod getrieben hat. . . Das Buch hat die Fehler eines Jugendwerkes. Vor allem ist es dem Verfasser nicht gelungen, das an dichterisch wertvollen Einzelzügen überreiche Kulturbild mit dem ethischen Problem völlig und gleichmäßig zu durchdringen: zeigt sich schon der ungewöhnliche Entschluß des Brautpaares zu wenig markant ausgesprochen, so tritt nach der Heirat der nun doch noch schwerer gewordene Kampf um das Ideal viel zu sehr hinter dem Kampf mit der Bosheit der lieben Mitmenschen zurück. Neben diesen Mängeln der Komposition aber beweist der Autor auf jeder der fünfhundert Seiten in einem Stil von seltener Kraft und Bildlichkeit, daß er ein wahrhaftiger Dichter ist, und man hält es gern seiner Jugend zugute, wenn da und dort eine Geschmacklosigkeit mit unterläuft oder wenn aus seinen Gestalten zuweilen allzudeutlich ihr Schöpfer redet — der Drang, in dieser Lebensgeschichte ein Bekenntnis abzulegen, muß ihm auf der Seele gebrannt haben!

—e.

Emil Frithjof Kullberg. „Springtanz“, Roman aus dem nordischen Bauernleben. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg 1905. Geb. 5 Mark.

Springtanz? — Was ist das? — Der Titel steht mit dem reichen Inhalte des Buches in keinem organischen Zusammenhang. Nur eine Zielvorstellung soll es wecken. Ungefähr so: „Wir wollen von Norwegen reden.“ — Es ist nicht leicht, für ein starkes Werk, das eine kleine Welt umfaßt, eine erschöpfende Benennung zu finden. Häufig liegt die Arbeit fertig vor und der Autor schwankt noch mit dem Titel. Von Gottfried Keller weiß man es, daß er in Titelfragen sogar den Vorschlägen anderer gelegentlich nachgab.

Der Name: „Springtanz“ ist, trotz einiger loser Beziehungen zum Text, ein Auflebensbild.

Von Fröhlichkeit, Ausgelassenheit und Übermut ist in diesem Buche nicht allzuviel die Rede. Überall quillt ein ernster Ton mit grundgewaltigem Baß durch die Symphonie dieser Dichtung, wenn die Stimmen der Freude auch jauchzen und für kurze Zeit die Führung übernehmen. Von Mühe und Arbeit erzählt der Dichter, von schlichtem Treusein in harter Pflichterfüllung, von dem Ringkampf der Menschen mit den Leidenschaften der Menschen, von dem unerbittlichen Streit einzelner und aller mit der Natur, von Menschenkräfte übersteigender Ausdauer, von unerlöschlicher Rechtlichkeit, von starken, einfachen, wahrhaft frommen Seelen. Der „Springtanz“ gehört zu jenen Büchern, die ohne jede äußere Sensation, durch die innere Spannung ihrer Handlung, durch die einfache frappierende Naturwahrheit der Schilderung, durch ihre Fülle an wahren Menschentum fesseln und ergreifen. Kullbergs Menschen berühren anfangs eigenartig und fremd, bald aber ziehen sie uns in ihr Leben, schließlich liebt man sie mit allen ihren Vorzügen und allen ihren Schwächen.

Das vorliegende Werk ist im besten Sinne auch ein sittliches Buch. Wenn man daraus eine Lehre ziehen will, so ist es, neben der Fülle der in den Handlungen zum Ausdruck kommenden speziellen Einsichten, die Verdeutlichung der Erfahrung, daß Plan und Erfolg eines großen Werkes selten in ein Leben fallen. Nur wahrhaft große Menschen sind für große Aufgaben berufen. Gjellerup, eine der Hauptgestalten des Buches, ist solch ein Großer. Große Ideen verlangen ihr Opfer. Die Menschen müssen mit ihren Charakterkräften ihren Ideen gewachsen sein. Phantasie, Wagemut, hohe Pläne und sittliche Defekte bringen das größte Vermögen klein. Insofern ist Garborg eine andere Hauptgestalt, eine tragische Figur. Solche Menschen müssen zugrunde gehen, wenn sie von ihrem Teufel geritten

werden. Aber auch neue Ideen verlangen ihre Opfer, bis sie durchgedrungen sind. In dieser Hinsicht ist der Roman die Bestätigung der zynischen Kaufmannsregel: „Laßt auf diesem oder jenem Gebiete erst 'mal einen kaput gehen, dann wird die Sache billiger und schon zu machen sein . . .“ Die Opfer einer neuen Zeit begräbt man in Fjorddalen. Der gefühlvolle Torsby spricht mit hundert andern von der Ruhe und Seligkeit der alten Zeit . . . Was den Roman anziehend macht, das ist die treffende Charakterzeichnung. Da ist keine Figur, die nicht lebensvoll erfaßt wäre, die nicht ihre eigenste Note hätte. Was für prachtvolle Individualitäten sind dem Autor in der Charakterisierung eines Gjellerup, eines Garborg geglückt. Besonders eigenartig ist die ganze Familie Torsby geraten, der ich in ihrer Besonderheit nichts Gleiches aus der modernen Literatur an die Seite stellen kann.

Kritisch wäre zu bemerken, daß der Autor unnötigerweise mit einem allzu großen Personenmaterial arbeitet. Romanhaft im nicht guten Sinne wirken die Szenen in München und in San Francisco. Weniger Zufälligkeiten wären an jenen Stellen ein Mehr gewesen.

Noch ein Wort über die Form.

Der ganze Roman ist auf einen Ton gestimmt. Es scheint in der Melodie der Sprache keine Vortragszeichen zu geben. Der Stil ist fremdartig farblos; ein ganz eigensinniges Deutsch zuweilen. Nicht schlecht, aber eine Stirn ist es, die diese Form wagt: schlicht, ohne Schwung, kurze Sätze. — Der Autor redet stets im Präsens, damit gibt er den lebensvollen Wechsel preis, den die Formen der Vergangenheit gestatten; er bevorzugt die kurzen Hauptsätze, beschränkt die Konjunktionen. Er ist sehr sparsam in der Verwendung der Attribute. Das Hauptwort hat seine Prägung, aber er schmückt es nicht. Das wirkt auf den ersten Blick nüchtern, aber mit der Zeit fühlt man sich in dieser männlichen Ausdrucksweise wohl. Da steht kein Wort des Wortes wegen. Ohne jeden Überschwang,

ohne Gefühls- und Redseligkeit haben wir hier ein knappes, hartes, körniges Deutsch, das, durch und durch gesund, ohne jede falsche Note, ohne Phrase und klingendes Beiwerk, den Dingen auf das Mark dringt.

C. F. Wgd.

Jakob Wassermann. „Die Schwestern“. Drei Novellen. Verlag S. Fischer, Berlin.

An den Schluß der zweiten Novelle, „Sara Malcolm“, setzt der bekannte Verfasser der „Renate Fuchs“ etwas ohne Zusammenhang folgende Worte: „Nicht im Wirklichen und Greifbaren spielt sich das entscheidende Leben der Menschen ab. Das Tiefste, woran der Sterbliche seine Seele bindet, ist Rauch, ist Traum. So werden Glück und Unglück zu bloßen Namen.“ — Ohne auf das Sprunghafte dieser Sätze näher einzugehen, glaube ich sie als Motto über diese drei Novellen Wassermanns setzen zu können, weil sie die künstlerische Abkürzung des Novellisten kennzeichnen. Wie aber der Autor der künstlerisch mehr gefühlten wie gedachten Absicht die Realität dreier Menschenleben gibt, hat mit dem Aufwärts- und Vorwärtstreben der Kunst nichts zu tun. Das ist ein hartes Urteil. Ein Autor, der uns Gutes geboten hat, soll niemals die Kritik entwaffnen, sondern sie noch schärfer rüsten, damit er aus seinem Innern restlos das hergibt, was wir seinem Namen nach von ihm verlangen müssen.

Psychologie ist ja heute das Lösungswort der Literatur. Das genügt aber, scheint es, nicht mehr. Roman, Drama, Lyrik, Novelle begnügen sich nicht mehr mit dem Seelenleben normaler Menschen. Die Pathologie hat die Psychologie schon längst abgelöst. Wassermann zeigt uns die Paralyse. In drei Geschichten sind wir bei der novellistischen Sektion zugegen. Vorsichtig wird uns das zuckende Nervensystem entblößt. Der scheußliche

Anblick genügt aber auch nicht, man soll auch den Geruch haben. Es genügt dem Autor nicht, um im Bilde zu reden, daß er uns einen Menschenkörper zeigt, nein, der schwanenweiße Frauenleib muß in rauchendes Blut getaucht werden. Es genügt nicht, daß ein hysterisches Weib den Mann im Leben liebt, sie muß noch die Leiche lieben. Man fragt sich: ist dem Autor niemals zum Bewußtsein gekommen, wie ekelhaft die Situation ist, daß die spanische Infantin mit dem verwesenden Leichnam des gemeuchelten Gatten jahrelang durch die Welt fährt? — Alle Eigenschaften der entarteten Romantik werden in diesen Novellen lebendig. Die Phantasie wird zur Phantastik, das Geheimnisvolle zum Spukhaften, das Eigenartige zur Frage, das Grausame zum Gräßlichen, die Liebe zur Raserei, die Ekstase zum Wahnsinn.

Trotz der stärksten sinnlichen Mittel gerät dem Autor doch nichts Plastisches. Die Konturen der Gestalten verschwimmen in dem violetten Nebel seiner düstigen Traumwelt.

Eine erdrückende Fülle von Bildern und Vergleichen glänzt in dem Stil Wassermanns, dann blitzt wohl wie in einem Prachtrahmen eine Situation, ein Antlitz auf. Aber die Gestalten erscheinen trotz alledem nicht rund. Man hat eher den Eindruck, als beleuchte der Autor im dunklen Raume mit der Blendlaterne die entgeisterten Augen seiner Personen, um sie blitzartig wieder in den Purpurschlund des Gefühls, des Traumlebens hinunterzusinken zu lassen.

Kurz: Diese feinstiligen Gesichte einer bizarren Künstlerphantasie liegen stofflich jenseits der ästhetischen Geschmackslinie. Sie bezeichnen darstellerisch den Höhepunkt der Dekadenz und bieten stilistisch und psychisch das Interesse, das ein Künstler wie Jakob Wassermann verdient. C.F.Wgd.

Für den Inhalt verantwortlich die Schriftleitung: Franz Otto Schmid in Bern. Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt dahin zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.